

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 11

Artikel: Freiburg im Uechtland

Autor: Reynold, Gonzague de

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635595>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

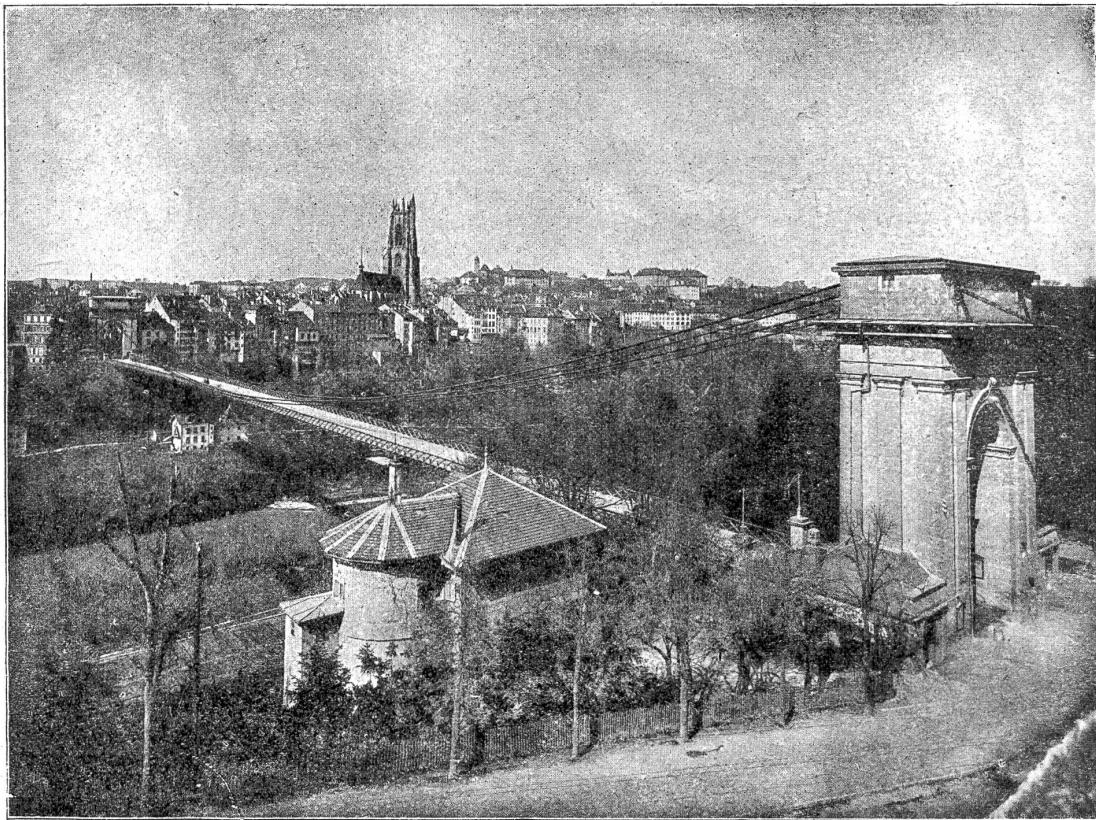
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Freiburg: Große Hängebrücke vom rechten Ufer aus.

und Tritt nachgelaufen, und weil er doch fast immer nur mit mir getanzt hat und so anständig tat — da willigte ich ein, einen Sonntag mit ihm nach —“

„Wer denn, in Dreiteufelsnamen!“

Da verfiel sie natürlich wieder in einen Weinkrampf, so daß er sie vor Verzweiflung derb zu schütteln begann. Fortlaufen konnte er nicht mehr, ein höllischer Argwohn zwang ihn, die Tür zu ihrer Vergangenheit mit Gewalt aufzubrechen. Wie die Raie vor dem Mausloch lauerte er auf den Namen seines Vorgängers. Als sich Marii jedoch scheinbar beruhigt hatte, ließ sie ihn plötzlich fahren und schloß sich rasch in die Kammer ein.

Zwei Minuten drauf stand Heinrich im Mantel, ohne Hut drunten im Saal.

„Bettet Bastian,“ sagte er fest, „ich hätt's gern, wenn Ihr und die Bas' auf der Stell' einmal mit mir hinauf-

kämt. Ich muß in eurer Gegenwart etwas mit der Marei bereeden.“

Die Base machte Augen wie ein Uhu. „Herr Jesus, was gibt's denn schon wieder!“ Aber der junge Herr und Meister befand sich schon auf der Rückreise. Drobene machte er die Läden wieder auf; das Gewitter hatte sich hinter den Berg verzogen, eine wohltätige, würzige Röhre wehte ihm entgegen. Vom Gärtchen stieg Nelken- und Geißblattduft auf. An Blättchen und Zweigen blinkten die vergänglichen Himmelsperlen. Das Grün der Reben und Wiesen schien durch den Regen tiefer geworden zu sein, die Ziegeldächer glänzten, selbst das Seeblau hatte eine frischere Tönung bekommen.

Mußte es denn sein? Es grauste ihm selbst vor solchen Szenen. Aber warum die schiefen, durchscheinenden Ausflüchte?

(Schluß folgt.)

Freiburg im Uechtland *).

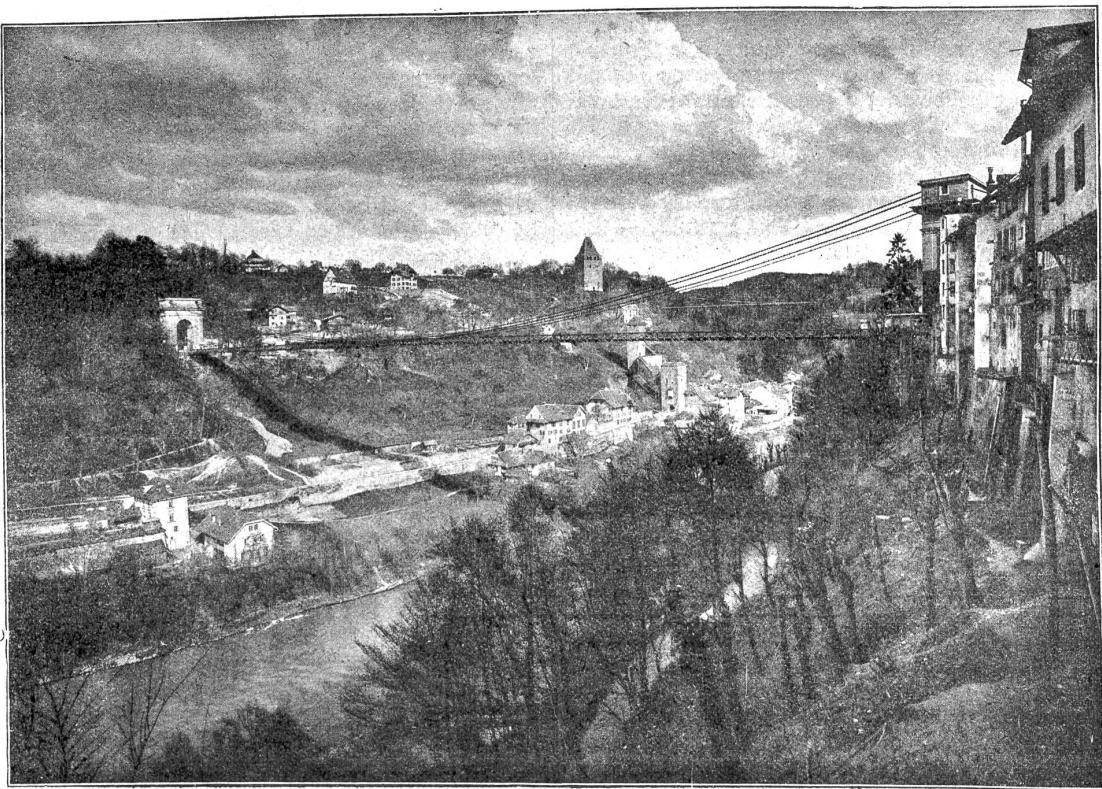
Von Gonzague de Reynold.

Freiburg, auf Molasse gebaut, hat stets offene Türen. Ohne Zweifel, die Eidgenossenschaft, die dank einer durchaus unliterarischen Geschichte aus fünfundzwanzig verschiedenen Staaten gebildet wurde, — ein Landsknechtkleid, dem nach jeder Schlacht ein neues, der feindlichen Beute entrissenes Stück Stoff angeflickt wurde — ohne Zweifel, die Schweiz kann sich größerer Städte rühmen. Bern, stark wie eine Rüstung, stößt Angst vor der Vergangenheit ein; Basel, am Kreuzweg dreier Zivilisationen und vier Gebirgsketten —

*) Aus „Gonzague de Reynold: Cités et Pays suisses.“ Editeurs Payot et Cie, Lausanne.

— Übersetzt von Hedwig Correvon.

Bogesen, Schwarzwald, Jura, Alpen — hat in seinem rhénanischen Hafen inmitten der hanseatischen Waren die roten Brälaten des Konzils, die schwarzen Prediger der Reformation, die Künstler und die Humanisten der Renaissance ausklingen sehen; Genf unter den flammenden Felsen des Salève liegend, schart sich um den blauen Schatten seiner burgundischen Kathedrale. Soll ich Zürich nennen, als es noch schwäbisch war, und seine Wiesen die Gefilde Gefniers wurden? Und das bereits italienische Luzern, dessen Rathaus unter dem Giebel seines alpinen Daches den nüchternen Adel florentinischer Architektur aufweist? Und Freiburg, die auf der Molasse



Freiburg: Aussicht auf beide Hängebrücken.

erbaute Stadt, hat neben so viel Reichtum und Ruhm nichts als seine offenen Pforten, um uns zu empfangen.

Man liebt Bern mit der gleichen Liebe wie ein Helden gedicht, Genf wie die Wissenschaft, Basel so, als ob man ein lateinisches Buch von Erasmus mit Illustrationen eines Urs Graf oder Holbein durchblättert: man ist Freiburg anhänglich wie einer Großmutter, die in der Dämmerung am Ofen ihrer Jugend eine Geschichte erzählt... Eine kleine gotische Kirche, einige alte Häuser, Schilder, Gemälde, Brunnen; die blauen und grünen Horizonte der umliegenden Felder, Berge ohne Gletscher, ein Fluss ohne See: man verliebt sich in all diese Dinge, die eine ganze Stadt ausmachen, so wie ein Dach, klare Fenster, gebrauchte Möbel, ein Garten das Heim bilden, in dem man geboren ist, und in dem man sterben möchte. Man verläßt Freiburg nicht ohne Heimweh: die Freiburger selber gehen nie fort, ohne eine Sehnsucht nach dem Schatten des Turmes von Sankt Niklaus zu empfinden. Laßt uns die Ursache so vieler Reize und die Sonderheiten Freiburgs kennen lernen.

1.

Der Reiz Freiburgs ist der, welcher gemischten Sachen anhaftet. Der Reisende, der fremde Lande durchzieht, liebt die Überraschung, die ihm unaufhörlich Sprachen, Sitten, Landschaften, die verschiedenen Klimate bringen: auf diese Weise bildet er sich. Aber instinktiv fühlt er sich „heimatlos“ — gibt es einen treffenderen Ausdruck? — und das kleinste Ding, das ihn an seine Heimat erinnert, entlockt ihm den Ruf: „Das ist wie zuhause!“ Wir untersuchen die Unterschiede; aber um zu leben, suchen wir Ähnlichkeiten. Man reist gerne in der Schweiz; in Freiburg hält man sich nicht auf, man lebt darin.

Desmal, wenn ich auf der Durchreise von Lausanne nach Bern den langestreckten Horizont fliehen sehe, empfinde ich eine eigenartige Gemütsbewegung: es wird mir unmöglich, mich in eine Lektüre zu vertiefen, so sehr erscheint mir die Fahrt pathetisch. Der Zug verläßt das Land der Rebne, Steinhäuser, die Cypressen, die Bedern des Leman's, und fährt in den Tunnel von Chexbres ein, um eine Stunde später auf

dem Viadukt von Grandey die Saane zu überfahren. Ist man sich bewußt, daß diese Grenze, die durch einen beschneideten Hügel und einen ruhmlosen Fluß gebildet werden, wichtiger sind als die politischen Schranken eines mächtigen Reiches? Denkt man daran, daß man von einer Welt in die andere kommt? In Wirklichkeit scheint die Region des Genfersees Italien und der Provence näher als dem Uechtland; das Uechtland wiederum ist Deutschland und Norwegen näher als dem Leman. Es ist ein wichtiger Akt, von der lateinischen in die — um mit dem alten Römer zu reden — „barbarische Welt“ hinüber zu gleiten; damit der Geist dauernde Früchte daraus ziehe, ist eine Vorbereitung unlässlich: und das ist ein Halt in Freiburg. Freiburg macht niemand „heimatlos“.

Hier das Uechtland, ein breites und ovales Flachland, zwischen Jura und Alpen hingesez: Sumpfe, Hügel, Gehölze, Weiden, die von der Saane und der Sense heimlich unbemerkbar begossen werden, dermaßen langsam fließen die beiden Flüsse in den Verküstungen. Einstmals trennte das Uechtland das Land der Alemannen und das burgundische Königreich. Die Barbaren ließen es ohne Kultur, es war ihre natürliche Verteidigung. Allein ihre Herden wagten, das feuchte Gras auf den Hängen seiner Anhöhen zu weiden. Von daher der Name „Uechtland“, der gleicherweise „Land der Weiden“ wie „Land des Westens“ besagen konnte...

Dem Reiche der Burgunder folgte das Königreich der Bourgignons, dann bildete sich im Norden die bistümliche Grafschaft, die sich bis zu den Kämmen des Juras erstreckte. In den Alpen wurde Savoyen mächtig. Dann schickte das Kaiserreich seine alemannischen Fürsten, die Zähringer, an die Grenzen. Die Zähringer erhoben einige auf dem linken Ufer der Saane gut gelegene Häuser in den Rang einer Stadt. Sie bauten ein Schloß. So wurde Freiburg gegründet, eine germanische Festung an der Schwelle der lateinischen Region. Von da an spielte sich auf diesem beschränkten Raum, der sich vom Murtner See bis zu den Greizer Bergen erstreckt, die große klassische Tragödie ab, die mit der Eroberung Roms durch die Barbaren ihren Anfang nimmt, durch Karl den Großen fortgesetzt, und durch das Heilige Reich, dessen Krone das

nüchterne Schwarzweiss — Wälder und Schnee — von Freiburg zeichnet, beendet wird. Die neue Stadt, die Stumpfs Chronik die „prinzhafte Stadt“ nennt, wurde germanisch mit den Zähringern, den Habsburgern, den Kyburgern; sie lateinisierte sich oberflächlich unter der savoyischen Herrschaft, die beinahe ein halbes Jahrhundert dauerte; der Sieg von Murten, der sie kaiserliche Stadt, dann schweizerischer Kanton werden ließ, gab sie wiederum alemannischen Sitten, der alemannischen Sprache und der alemannischen Kunst zurück, — bis zu dem Tage, da der französische Einfluß das vollzog, was weder die burgundischen Rügeln noch die Verfassungen Savoyens vollbringen konnten.

Der Zauber Freiburgs beruht darin, eine Stadt zu sein, deren deutscher und alpiner „Stoff“ — Eichen-, Nussbaum-, Buchen-, Tannenholz; horizontalschichtige Molasse, Steinblöcke aus der Saane — öfters eine lateinische Form bekleidet. Der Franzose findet das alte Frankreich an jeder Straßenecke wieder; es sitzt in den unaufdringlichen Friesen der kleinen Patrizierpaläste wie in Leben und Sitten einer Gesellschaft, die kirchlich und weltlich zu gleicher Zeit ist. Der Deutsche wähnt sich zuhause, an den Ufern des Rheins oder des Nekars, sobald er über die Plätze und über die Treppen der Unteren Stadt geht, so nahe an Straßburg, Goslar, Schlettstadt mit ihren spitzen Giebeln, ihren Mauern mit den sichtbaren Balken, ihren Spitzbögen und Stiegen. Selbst der Italiener glaubt öfters den Tonsall seines Landes zu hören, wenn er an Markttagen in den Wirtschaften die Bauern den Dialekt des Greyerzerlandes sprechen hört; die Bildhauereien der Brunnen erinnern ihn an die lombardischen Städte; das Partizipal Freiburgs gemahnt an das Genues, von dem es beeinflußt wurde. Kurz, diese ganze steil angelegte und rauhe, von Kirchen und offenen Türmen überragte Stadt weckt die Erinnerung an Siena auf seinen Hügeln, — gleich wie jene Jungfrau im Stein an der Ecke eines Hauses an die bauliche Statue des Jacopo delle Quercia gemahnt. Verschiedene und gegenteilige Eindrücke, deren Erklärung in Natur und Geschichte liegen. —

Freiburg, die bescheidenste der auf der Grenze der Rassen gelegenen Städte ist trotzdem imstande, unsere ästhetische Empfindlichkeit anzuspornen. Sie macht den Franzosen mit den Reichtümern der germanischen Zivilisation vertraut; sie weicht den Deutschen in das Geheimnis lateinischer Harmonie ein. Ein langsames Vertrautmachen: man muß lernen, sich darauf vorzubereiten. Ich rate niemand, auf dem gewöhnlichen Weg nach meiner Geburtsstadt zu gelangen: der Bahnhof und die sich ihm anschließenden Straßen, besonders das trübe Boulevard de Pérolles — ein gerader Weg der Hässlichkeit — stoßen jeden ab. Das Vortäuschen geschleister Dämme auf aufgeschütteten Wällen von Unrat ist ein Eindruck, den jeder meiden sollte. Kommen Sie unbedingt nach Freiburg bei sinkender Nacht. Ein Gesetz, das man sich für alle Städte, die man besuchen will, zurecht legen sollte. Es gibt nichts Eindrucks volleres als die schwarze Masse des Saint-Nicolas, die sich von einem menschenleeren Platz aus nacht in die graue Finsternis erhebt; nichts Dramatischeres, als sich über das Geländer der Hängebrücken zu neigen, und die tintenschwarze Saane in ihren Tiefen tosen zu hören. . . Kommen Sie nach Freiburg durch das Murtentor, nachdem sie zu Fuß durchs Land gewandert sind: Sie werden Türme und Wälle sehen, die noch unverehrt sind, und den Betsaihügel hinaufklettern „nach Kazenart“, wie Ruskin so hübsch sagt. Kommen Sie auch von der alten Bernerstraße her, gehen Sie über die gedeckte Brücke. Ergehen Sie sich öfters in der Natur, in der engen Schlucht des Gotteron, oder in den benachbarten Wäldern. Dann werden Sie imstande sein, das Werk der Menschen zu verstehen.

2.

Saint Nicolas, der Dom. Ein großer achteckiger Turm mit Glockentürmchen: er zerdrückt eine klein geratene Roje, die deshalb gestützt werden mußte. Ein beständiges Hin und Her zwischen burgundischen und rheinischen Modellen. Wirk-

lich eine Kirche, die an der Grenze zweier Rassen liegt! Eine vermittelnde Stadt, deren Gegenseite ihre Harmonie ausmachen. Eine noch ländliche Stadt, eine noch ländliche Kunst. Die Apostel des Portals scheinen durch Handwerker der Stadt, die gewohnt waren, mit dem Messer die rohen Bilder für die Kapellen der Sene oder der Alpen ins Holz zu schneiden, in die Molasse entworfen worden zu sein. Das Gitterwerk des Chors erinnert an das aus Disteln und Brombeeranken geflochtene Gatter einer Weide. Die gedrungenen Pfeiler mit den groben, schwarz und gold bemalten Kapitälern; die Vertiefungen der in die Mauern eingelassenen Seitenaltäre, die keinerlei Ornament zierte; das Fehlen jedweder Statue längs des Schiffes, — all dies deutet auf eine abgelegene landwirtschaftliche und kriegerische Stadt, deren etwas realistischer religiöser Glaube weder Mystizismus noch Irrlehre kannte. Und dieser Dom wäre ohne die modernen Glasmalereien des Polen Mehoffer sehr nüchtern.

Das aber ist wunderbar: zuerst erscheint die Harmonie mißhellig, dann aber ergreift sie, packt, zieht in ihren Bann, und schließlich wandelt sich ihr Ungefüge in unendliche Weichheit um. Farbensflecke werfen auf den grauen Stein der Pfeiler einen leuchtenden Widerschein, dazu das Holz des Chorgestühls, die harten Schmiedearbeiten. Rot, grün, violett, gelb; Malven, Flieder, alle Schwarz, alle Gold — das Aufblitzen von Kristallen unter dem Morgenlügen inmitten des Schnees. . . Wenn der Glanz verschwunden ist, dann erscheinen Formen, Helden stehen da, Märtyrer zeigen ihre Wunden, der Stern der Weisen, der schöne Leichnam des heiligen Moritz, den Pfeil in der Kehle; Sankt Petrus, der weint, das Gesicht in den Händen bergend; Kinder, die singen und das Zeichen des Kreuzes schlagen. Und weiter zur Seite des Altars, über dem ein Bild aus dem 17. Jahrhundert hängt: der Schultheiß von Freiburg, vor einer zerstümmelten Trommel kniend, die Jungfrau der Siege, die ihm das Szepter reicht, anbetend; — und das Glasfenster von Murten: die Schweizer, wie sie der Jungfrau ihren Triumph melden, inmitten blutiger Spieße, Banner, Schilder, zertrümmter Waffen, bäumender Pferde, einen Dunst von Pulverrauch, aufflackernden Feuersbrünsten und Sonnenstrahlen, die aus einem offenem Himmel hervorbrechen. . .

Man tritt aus Sankt Nicolas mit einem Eindruck von Kraft. Man befand sich einem offenem, ungefeschlachten Glauben gegenüber, der durch eine öfters bis zur Gewaltsamkeit überreizte Kunst, der jedoch jedwede Intimität abgeht, zum Ausdruck gebracht wird. Was nach dem religiösen Leben das öffentliche Leben dieses abseits der großen Heerstraße liegenden Volkes ausmachte, das lehren uns die Brunnen von Freiburg, die Brunnen von Geiler. Sie sind Meisterwerke der Renaissance unseres Landes. Der italienische Einfluß macht sich langsam geltend. Auf noch ein wenig schwefälligen Schäften, um die sich Kränze von Zechinen und Reben schlingen, Acantusblätter sich ranken, flötenspielende kleine Gottheiten, Ziegenböcke, Satyren, Sirenen eine Runde tanzen, während das Wasser in Tröge rinnt, deren Granit drei Türme in Relief trägt, stehen Figuren, die bald barbarische Rauheit, bald ausdrucksvolle und sinnliche Feinheit aufweisen. Was lehren sie uns, diese symbolischen Bilder? Dass die Männer Freiburgs mit Kraft und Tapferkeit ausgerüstet waren, dass seine Magistraten die Gerechtigkeit liebten; dass die Barmherzigkeit, deren Sinnbild die Samariterin ist, hier den Witwen, Waisen, Armen, Fremden, Kranken hilfreich war, endlich dass die Bürger der freien Stadt eine ganz besondere Verehrung für diese Jungfrau, die Beschützerin ihrer Siege von Murten, Grandson, Novara, ebenso für den heiligen Georg, den Schutzherrn der Kavaliere, für den heiligen Petrus, den ersten Apostel, den ersten Papst, das Haupt der romanischen Kirchen hatten. Aber welche Güte, welche friedliche Stimmung diese Verehrung evangelischer, bürgerlicher und ritterlicher Tugenden, diese Achtung vor dem Hergesbrachten und vor der Sitte in den freiburgischen Seelen sprühen ließen, das kann uns die benachbarte Barfüßerkirche sagen.

Auf den ersten Anblick eine triviale Kirche. Die alte hölzerne Decke wurde mit Gips überdeckt. Nur der Chor blieb intakt: er ist gothisch, von jener nüchternen Gotik, die die Bettelorden anzuhören pflegten. Welch einfach-schöne Chorstühle sind zu sehen. Bewundert das leichte Gewölbe, seine Blumenzweigen gleichende Rippen, die in Blumenform gehaltenen runden Abschlüsse. Und dann schaut die Gemälde an: Es sind die Füllungen eines Polyptichon. Ihr Urheber ist ein bern-freiburgischer Maler, benannt der „Meister mit der Nelke“, weil seine Arbeiten statt einer Unterschrift eine weiße Nelke tragen. Dieser Meister lebte im 15. Jahrhundert. Das Polyptichon, das er für den großen Altar komponierte, wurde im 17. Jahrhundert durch die Patrizier auseinandergeommen, und dabei nicht genügend acht auf die Außenseiten genommen: eine Heimsuchung mit zwei Heiligen, die nunmehr der Mauer zugekehrt sind, paßten sich in schweren und reichen, mit Waffen gekrönten Rahmen den fünf Flügeln ein. Ihrem Range nach sind sie Christus am Kreuz auf Goldgrund, zwischen der Jungfrau und dem heiligen Johann; oberhalb die Klebstätter auf Sandfeld des von der Weid-Seedorf; die Anbetung der Hirten; die Anbetung der Weisen; der heilige Ludwig von Toulouse und der heilige Franz von Assisi; der heilige Bernhard von Clairvaux und der heilige Anton von Padua . . . Betrachtet, und dann geht in die rechte Seite des Schiffes bis zur letzten Seitenkapelle hinunter. Auf dem Altar ein kleines Tryptichon in verdoldetem Holz, eine Arbeit Geilers, des Künstlers der Brunnen: die Kreuzigung mit einem großen Aufwand von Personen; ein Soldat zu Pferd, ein Schweizer aus den italienischen Kriegen, durchbohrt mit einer Lanze die Leiche Christi. Seit nunmehr die beiden Flügel in Bewegung: auf der Außenseite werdet ihr Malereien des Hans Fries, dem Schüler des Malers mit der Nelke, sehen. Weniger das Motiv als der siedene Glanz der etwas verbliebenen Farben werdet ihr bewerten, und ohne Zweifel wird euch auffallen, welche Fläche in dieser Komposition für Landschaft, Raum und Lust benutzt wurden. Ihr werdet auch die häusliche Naivität der Einzelheiten sehen, — auf rotgoldenen Fliesen zu Füßen der Jungfrau zwei weiße Kaninchen. Hier eine kurze Erläuterung der verschiedenen Werke:

In ihnen allen zeigt sich dieselbe Mischung der Einflüsse wie bei Saint Nicolas. Man wird sich immer mehr bewußt, daß man hier die letzten Morgen Landes alemannischer und alpiner Erde betritt, — Freiburg ist auf der Moräne eines vorgeschichtlichen Gletschers erbaut, — die Grenze der Rassen, die Vereinigung dreier Kunstprovinzen: Deutschland mit Franken, Savoyen und Burgund, unten Italien. Der noch barbarische Schweizer empfängt und nimmt die sich widersprechenden Formeln, die gegensätzlichen Mittel an. Er wendet sie an, ohne sie auseinander zu halten wie ein Schulkind. Aber wie ein Schulkind, das noch nicht durch eine konventionelle, akademische Erziehung verdorben wurde, vollzieht er seine Aufgabe linkisch, sicherlich, aber mit großem Fleiß, reuiger Seele, kindlichen klaren Augen, nach ihrer sichtbaren Bedeutung und ihrem dekorativen Wert. Der Meister mit der Nelke, Fries und Geiler sind Handwerker. Goethe sagte in seinem Gespräch mit Eckermann: „Die Beobachtung der Natur erfordert eine gewisse ruhige Reinheit der Seele, die durch nichts gestört oder beschäftigt wird. Das Kind bemerkt den Käfer auf der Blume; all seine Sinne sind auf dieses einzige und einfache Interesse gerichtet. Und dieses Kind wird absolut nicht inne, daß in der gleichen Minute in dem Gang der Wolken sich etwas Außergewöhnliches ereignen kann, und durch nichts läßt es die Augen abwenden . . . Möge der Himmel, daß wir alle nichts anderes seien als gute Arbeiter! Gerade weil wir mehr sein wollen und weil wir überall einen großen Aufwand von Philosophie und Vermutungen machen, verderben wir die Sachen.“

Ohne Zweifel haben weder der Meister mit der Nelke, noch Geiler, noch Fries Meisterwerke hinterlassen; aber sie haben auch nicht „die Sachen verdorben“. Man kennt die Modelle, die sie vor Augen hatten, wieder: die vier Heiligen

des Polyptichon haben die ausgetrocknete Magerkeit burgundischer Personen; die Verkündigung (die man nicht sieht, da sie der Wand zugekehrt ist) ist ein Bild der Colmarer Schule, das indirekt durch die Florentiner beeinflußt ist; die Anbetung der Hirten und die der Heiligen gehören dem untern Rhein an und scheinen oft von der Hand eines Schülers von Grünewald zu stammen; dennoch ist der Negerkönig mit dem anliegenden Kleid aus weißer Seide, mit den langen Armmeln, den roten Schnabelschuhen von dem bekannten maurischen Ritter mit dem unterseitigen Wuchs, dieses großen Meisters weit entfernt: er verbrengt sich lebhaft und mit Anstand italienisch. Die Landschaften von Fries nun: diese Wasser und flachen Hügel, diese Felsen, die wie Sand aussehen, diese mageren Bäume — würde man sie nicht für umbrisch halten? In was besteht denn die schweizerische Individualität dieser alten Handwerker, Maler und Bildhauer von Bern und Freiburg?

In ihrer Ernsthaftigkeit, ihrer Einfachheit, in der ein wenig sentimental Seele des Bürgers, der in einer kleinen deutschen Stadt arbeitet. Ihr Leben unterschied sich nicht viel von dem, das heute ein Spenglermeister irgendwo, in Stein am Rhein oder in Mürten, führt. Sie haben Waffen getragen, gekriegt, in den Vereinsversammlungen gestimmt, waren Mitglieder einer Bruderschaft oder eines Rates. Winters kehrten sie den Schnee von der Türe weg; im Monat Mai ergingen sie sich, Lieder singend und Gitarre spielend, unter den leicht vom Mond versilberten Linden, um den Brunnen herum. Sie erhoben sich früh am Morgen, gingen zur Messe, und legten sich früh schlafen, nachdem sie zuvor in irgendeinem Wirtshaus vor Zinnstücken über Geschäft, Material und Form geredet hatten. Sonntags gingen sie im Feld spazieren, eine Blume in der Mundecle. In der guten Jahreszeit kletterten sie in die Voralpen, Narzissen zu pflücken. Aber ihre größte Freude war, selber in den Wäldern, im „Bürgerwald“, in Gesellschaft eines Gemeindeförsters das Holz für ihre Altarblätter und ihre Gemälde auszusuchen. Seht die Landschaften des Meisters mit der Nelke an. Es ist die Landschaft der Sense: eingebettet zwischen zwei Molassenwänden, fließt die Sense dahin; ein kleines Patrizierschloß mit einem roten Dach, einem Turm, einer Mauer, beherrscht; bei einer Straße befindet sich eine Stadt. Am fernen Horizont erhebt sich im Getreide sanft wie der Busen einer schlafenden Schäferin das Guggishorn, dieser hohe Hügel, dessen geschweidige Hänge sich in den Feldern verlieren. Und, nur mit einer Spur Goldes das Gemälde einsäumend, zeigt er unsren graublauen Himmel mit seinen langsamem rotschattigen Wolken.

Dann noch die Landschaften von Fries: besaß er nicht für unsere einförmigen, von Sumpfen und Höhenzügen umgebenen Seen — Murtner, Bieler, Neuenburger See — eine besondere Vorliebe? Kennt ihr im Landesmuseum in Zürich seinen heiligen Johann zu Bathmos mit dem breiten weißen Seeboden zu Füßen eines langen, azurblauen Berges? Niemand besser als Fries hat diese ruhigen und unbegrenzten Eindrücke einer weiten Ausdehnung von Himmel und Erde wiedergegeben. Vielleicht hatte er Gefallen daran, im Herbst durch die Ebenen der Brohe und der Aare zu schlendern, des Abends die geräuschkönnen Flüge der Enten und wilden Gänse zu beobachten. So findet sich das intime Leben eines Volkes in dieser ernsten und getreuen Kunst wieder, so wie sich eine Mühle, ein Glockenturm, Häuser in einem länglichen Teich spiegeln . . .

Ich bin in die Loretokapelle hinaufgestiegen, und habe nun die ganze Stadt zu meinen Füßen. Mir scheint, als könnte ich sie mit den Armen umfassen wie ein Spielzeug. Es ist mir, als brauchte ich mich nur zu drehen, um die Saane wie ein grünes Band aufzuhoben und könnte ich sie wie ein Band um meine Finger schlingen. All das ist so klein und doch so weit! Und ich denke an den gestochenen Plan des Martin Martini, der Freiburg zeigt, so wie ich es sehe . . .

Rauch steigt in gerader Säule aus den Kaminen, und der Wind trägt ihn fort, um ihn mit den Wolken zu vermengen. Patrizier im kurzen Mantel, Bürgerinnen in der weißen

Haube, Hunde mit erhobenem Schwanz spazieren in den Straßen, auf den Plätzen herum. Reiter reiten über die Brücke, auf dem Flusse fahren Schiffe. Hellebardiere halten Wache längs der Wälle; am Galgen auf dem Hügel baumeln Grängte. An den Ecken die Bannerherren der vier Quartiere mit Federhut und Bannern, und das Schild der Stadt, und die Wappen der Vogteien. Und darüber der Himmel mit den Schutzpatronen der Stadt: dem heiligen Nikolaus, der heiligen Katharina, Engelchen mit Wimpeln, Großvater, die Taube des heiligen Geistes.

Bettler und König.

Von Cajetan Binz. (Schluß.)

Ein übermütiges Gelächter weckte mich aus meinem wertvollen Philosophieren auf. Eine Schar von jungen Burschen und Mädchen saß an diesem warmen Nachmittag im Garten der Dählhölzliwirtschaft, und weil nun irgend ein aufmerksamer Geselle auf mich, den blößhinnig vorübereitenden Sonderling, aufmerksam gemacht hatte, erging man sich in allerlei Vermutungen über meinen Geisteszustand. Das merkte ich nun plötzlich wohl und ich wußte auch, daß Einer die Vermutung ausgesprochen hatte, ich sei vom Größenwahn befallen und meine deshalb, ich reite auf dem goldenen Kalbe dem Jordan entlang gerade in den jüdischen Himmel hinein.

Wieder saßte mich ein unbändiger Zorn. Am liebsten wäre ich wie ein wütender Bulle in die lachende Schar gerannt; als mir aber auf einmal die fünfzig Rappen wieder in den Sinn kamen, schien mir der Spott der feindseligen Menschen sei in keiner Weise unbegründet, und wiederum war ich dem Weinen nahe; denn ich hatte ein großes Bedauern mit mir selbst.

Aber meine Qualen waren noch nicht zu Ende. Kellnerinnen in blanken, steifen Schürzen trugen riesige Platten voll schön braun gebackener Forellen auf, daß mir der Duft verlockend in die Nase drang. Ich weiß nicht, was ich gegeben hätte um einen einzigen dieser braunen Schwänze; denn ein gewaltiger Hunger machte sich in meinem Innern bemerkbar und war gar nicht etwa geeignet, mein Allgemeinbefinden zu bessern. Wieder mußte ich mir Gewalt antun, mit angehaltenem Atem vorüberschreiten und mir einreden, ich habe während der Woche auch kein Besperbrot, ohne deswegen zu verhungern.

Das Forellenzwischenpiel verschlechterte meine Laune in hohem Grade. Nun war ich schon nicht mehr nur der Bettler, der sehnfütig vor dem Palaste des Reichen steht, sondern der hungrige Röter, dem man ein paar harte Knochen mitleidig vorwirft.

Um das Unglück voll zu machen, begegnete ich im Weiterwandern einem Liebespaar. Sie war ein schönes, schlankgewachsenes Mädchen mit einer Fülle kastanienbraunen Haars. Sie hielt den großen, schwarzen Hut, der keine Zierde als ein weinrotes Seidenband trug, vor sich in der Hand und deckte damit einen guten Teil des weiten, hellblauen Mantels, der übrigens vorn geöffnet war und togaartig von ihren Schultern in kräftigen Falten niederwallte.

Ich weiß jetzt noch nicht, wie es mich bei ihrem Anblick überkam. Nur daran kann ich mich erinnern, daß kein Gefühl der Feindschaft in mir auffiel, zum ersten Male heute. Dafür saßte mich eine glühende Sehnsucht ungestüm an, und ich konnte es nicht verhindern, daß meine Einbildungskraft mir wundersame Märchenbilder vorzauberte, worin ich selber als Prinz auftrat und mit weißen Königstöchtern, begleitet von Rehen mit schwarzfütigen Augen, auf verschwiegenden, dunklen Waldwegen spazierte, indessen die Vögel in den Bäumen, wie ein hundertstimmiger Chor sangen und die Sonnenbüschel und Lichtbänder vor uns im Moos zu der verbundenen Melodie gleich elfischen Wesen tanzten. Das war so schön und gut, daß eine tiefe Rührung mein Herz weichmachte und ich nun wirklichen Schmerz litt um meiner Armut und Verlassenheit willen.

Als müßte es irgendwo eine Rettung aus dieser Not geben, saß ich von neuem zu laufen an. Und ich lief wieder wie ein Besessener und vergaß alles um mich, bis ein schwarzer Fleck, der in den Wassern der Alare vorüberschoß, meine Blicke mit wunderlicher Gewalt auf sich zog. Sogleich blieb ich stehen und spähte nach dem seltsamen Körper, und als ihn die Fluten mir entgegentreten, erkannte ich den Kadaver einer mächtigen Katze. Soeben trieb ein Wirbel den Kopf in die Höhe; da sah ich mit Schaudern ein Bild grauenhafter Zerstörung: Von den Augen war keine Spur mehr vorhanden; aus leeren, ausgehakten Höhlen grinste der bitterste Tod. Die Oberlappen waren im Sterbekampf fletschend aufgezogen, so daß die weißen Zähne scharf leuchtend aus der grauen Ruine hervorstachen. Es war ein schrecklicher Anblick. Fröstelnd wandte ich meine Augen ab; aber es wurde mir erst wieder wohler, als die ziehende Strömung das tote Tier um die nächste Flussbiegung getrieben hatte.

Und dann war es sonderbar. Dann konnte ich mich auf einmal freuen, daß ich lebte. Ich spürte es warm und stark durch meine Adern rauschen, und eine unbändige Lebenslust flammte in mir auf. „Leben auf dieser Erde ist ein Glück, und nichts ist schrecklich als der Tod.“ Solches dachte derjenige, der noch vor wenigen Minuten mit der ganzen Welt in Fehde lag, und bei diesem guten Gedanken zog er den Hut vom Kopfe und spürte mit Erstaunen und Freude, wie warm die Sonne schien. Und weil nun auf einmal alles so schön war, saßte ihn eine rechte Wanderlust an und er beschloß, emporzusteigen auf die nächste Höhe, um von dort weiten Ausblick zu haben in die herrliche, neugewonnene Welt.

Ja, lieber Leser, mit hüpfendem Herzen erreichte ich an jenem Sonntage den Gurten. Und das war gerade um die Zeit, als der Tag müde zu werden begann. Da stand ich in weiter, blaudämmernder Einsamkeit. Nirgends flüsterte ein leiser Laut. Nirgends stand ein Mensch; ich war allein auf der verzückten Erde, wie Adam am ersten Tag. Am Himmel spielte es Wunder. Aus dem unergründlichen Blau floß ein roter Wein und fiel auf Wald und Baum und Wiesengrund. Nicht daß die Blüte verschwand! Aber sie fing an zu glühen, wie dunkle Trauben vor der Sonne. Ein wunderbares Licht durchströmte das All wie einen Edelstein. Das Licht wuchs und sank; es war ein wonniges Atmen. Alles war eins, weit in der Runde; alles war dieses Licht; Himmel und Erde floßen zusammen in diesem Licht. War's eine Ewigkeit, war es ein Augenblick? Wer mag es wissen! Einmal begann ein neues Schaffen und Wirken, und das war wie ein Regen von Silberasche. Silbergrau, mild und weich atmete die Welt. Nur die Berge glühten. Glühten so stark, daß der graue Himmel an ihren Leibern Feuer fing. Als sie erloschen, schmeichelte die Nacht. Ach dieser Atem! Süß und innig, weich und herb blühten die Gräser in ihm auf. Die Bäume schauerten vor dunkler Zärtlichkeit, die Lüfte tranken ihn begierig ein und wurden schwer von ihm, daß sie aufs Land sich legten. War's eine Ewigkeit?

Ich wußte nichts mehr von mir. Ich war in der Welt ertrunken, oder die ganze Welt ertrank in mir. Lange Zeit hatte ich kein Gefühl als das eines himmlischen Schwebens. Später kam ich zu mir und litt unter dem Drucke einer unbewußten Scham. Einmal dachte ich an das goldene Kalb und fragte mich, was ich hier oben damit anfangen sollte. Hier oben gab es keine Bettler. Oder vielleicht die, welche keine Seele haben? Die nicht spüren wie schön es ist, wenn die Sonne untergeht?

O ich fühlte es so sehr, daß ich mich selbst vergaß. Langsam nur fand ich mich wieder. Aber aus dem Bettler war ein König geworden. Es gab keinen reicher und stolzeren in jedem Reich.

Liebe Leser, muß ich euch erst erzählen, wie das geschah? Seid ihr nicht auch mit mir verwandelt? Denkt ihr noch an die fünfzig Rappen? Ich trage sie bei mir und wenn ich hundert Jahr alt werden sollte!